

Art im Winter.

Von Dr. J. Meering.

Nicht allzulange ist es her, daß man die Wintermonate schon zu Hause hinter dem Ofen zuzugeln, angütlich jede rauhe Winterluft vermeidete und nur bei schouem Wetter einen kurzen Spaziergang machte. Wer zu einer Erholung im Herbst oder Winter genötigt war, mußte schon die südlichen Kurorte aufsuchen. Heutzutage tummelt sich Jüng und Alt vergnügt auf Schnee- und Eisflächen, der eine in seiner engeren Heimat, der andere, verwöhnter, sucht schon entlegene Winter-Sportplätze im Gebirge auf. Gebirge schnee- und eisbedeckte Gegenden, die bisher als unwirksam galten, werden jetzt mit Vorliebe frequentiert. Hier werden die Gänge für Schlittschuhläufer veranaltet, dort Wellen für Kletterer und Skifahrer. Man spricht sogar direkt von Wintertour in Sanatorien und läßt sich die Wintertourbestimmungen als Heilfaktor besonders für Nerven- und Stoffwechselkrankheiten eintragen. So hat der Winterport in Schweden und in der Schweiz heimisch, auch in anderen Ländern Eingang gefunden.

Diese Umwandlung ist bedingt durch drei Faktoren. Erstens ist das Bestreben der Hygiene neuerdings mehr auf Abkühlung gerichtet, das Wespen der Ernährung im Winter ist verändertes. Wir erhalten uns bei entsprechenden dem Verhalten hauptsächlich weniger als im Sommer. Außerdem hat entschieden der Winter auch seine Reize und sogar Vorzüge. Die Luft ist reiner, sauerstoffreicher und erfrischender. Die belebende und anregende Wirkung auf Geist und Körper konnte nicht länger unterdrückt bleiben. Wir werden von der Hitze in jeder Weise befreit, gegen die Kälte können wir uns leichter wappem. Der menschliche Körper zeigt sich auch entschieden in der kalten Jahreszeit leistungsfähiger, er erwidert nicht so leicht. Deshalb ist der Winter besonders geeignet für Bewegungskuren, zur Sportbetätigung und Abhärtung, zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit.

Zweitens wird heutzutage auf die Körperpflege und Ausbildung des Körpers durch Gymnastik mehr Gewicht gelegt, und die modernen Sportbewegungen haben besonders ihre besonderen Wirkungen nicht verfehlt. Drittens endlich ging mit der Zunahme der Sportbetätigungen Hand in Hand eine Verbesserung der wirtschaftlichen und Unterhaltungsverhältnisse in den für den Winterport in Frage kommenden Gegenden; Gemüthliche heizbare Zimmer, schöne Klaviersäle, Anlagen geeigneter Sportplätze, gute Verpflegung. So sind jetzt überall Stationen mit Winterbetrieb modern eingerichtet. In Schweden und Norwegen, in der Schweiz (Davos, St. Moritz usw.), in Oesterreich, Tirol, am Semmering, in Deutschland (Alpengebirge, Schwarzwald, Harz, Erz- und Riesengebirge, in Thüringen usw.). In diesen Winterhotels trifft man oft einen Komfort an, der selbst den vornehmsten Ansprüchen Rechnung trägt.

Im Allgemeinen ist zur Ausübung des Winterports jeder Gesunde und nicht schwer Leidende fähig. Der günstige Einfluss der freien Bewegung auf die verschiedenen Organe, besonders auf das Nervensystem, äußert sich ganz besonders beim Winterport.

Hinsichtlich der Winterportarten unterscheidet man Schnee- und Eis-Sport, ferner solche, bei denen die Körperbewegung mehr oder minder ausgeglichen ist, und solche, die größere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Körpers stellen. Am Allgemeinen haben erstere einen geringeren Werth, indem das wesentliche Moment der Bewegung fortfällt. Das trifft zu beim Schlitten in bespannten großen Schlitten, wo jede Eigenbewegung so ziemlich aufgehoben ist. Man genießt dabei nur die frische Winterluft, ist aber Wind- und Frostschäden besonders leicht ausgesetzt und muß sich dagegen durch entsprechende Kleidung gut vorsetzen. Leute, die zu Rheumatismus, Neuralgie, Kopfschmerzen neigen, vertragen derartige Fahrten gewöhnlich schlecht, ebenso das Fahren auf Segelschlitten (Schwachen) mit einem oder mehr Segeln. Viel besser sind schon Spaziergehen auf gebenen, beschneiten Wegen für solche, die dem Sport nicht zugänglich sind, aber zur Eisföhrung, um sich an die kalte Winterluft zu gewöhnen. Das Fahren auf kleinen Schlitten, kurz Schlitteln oder Rodeln genannt, ist aus Skandinavien gekommen. Hier ist der ganze Körper, besonders aber Hände und Füße zum Lenken und Bremsen in bester aktiver Bewegung.

Das Schlitteln (nordwestlichen Ursprungs) und besonders das Springen mit den Ski's zeigt eine besondere Virtuosität und Kühnheit voraus. Es bietet einen besonderen Reiz, weite Schneeflächen dahinjagen. Man bewegt sich mit einem oder zwei Stöcken auf etwa drei Meter langen Holzschienen vorwärts. Das Erlernen ist nicht ganz leicht. Es verlangt ziemlich heftige und Ausdauer. Besonders schwierig ist das Fahren bergaufwärts, weiter ist es gerade ein Kunst, richtig

zu fallen und sich wieder zu erheben. Der wichtigste Winterport ist das Schlittschuhlaufen, das am meisten anstrengend und fast immer durchführbar ist, wo Seen oder Flüsse zufrieren. Selbst Kinder erkennen das Laufen verhältnismäßig leicht, und alles bemutet gern die freie Zeit, um sich auf den Eisflächen zu tummeln. Unfälle sind meist selten und unbedeutend. Abgesehen von allgemeinen Brellungen und leichten Kopfverletzungen durch Auffallen, kommt es nur hin und da zu Verstauchungen und Brüchen der Knochen durch Umstürzen. Gegen das Umstürzen schützt am besten ein fester Schnürstiefel, der dem Fuß einen sicheren Halt gibt, und an den die Schlittschuhe gut befestigt werden. Auf größeren Seen kann man bei gutem Wind auch das Schlittschuhsegeln versuchen. Dabei wird ein drei- oder vieredriges Segel, über zwei rechtwinklig aneinander befestigte Bambusstäbe gespannt, mit den Händen gehalten. Dieser Sport wird viel in Schweden, Norwegen und Canada betrieben.

Abwechslung bringen noch die verschiedenen Eisspiele: das englische Hockey, ferner das schottische Curling-Spiel, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird. Ferner das holländische Eishockey, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird. Ferner das holländische Eishockey, bei dem ein schwerer runder Stein mit Griff nach einem bestimmten Ziel in rutschender Bewegung gemacht wird.

Die Sonne als Quelle aller Kraft.

Alle Arbeit, die auf Erden geleistet wird, ist in letzter Linie auf die Sonnenwärme zurückzuführen. Die sämtlichen Pflanzen, welche die Erde hervorbringt und die wir zur Nahrung, also als Kraftzweiger für unsere Lebensvorgänge, oder als Brennstoffe zur Erzeugung von Wärme und Licht benutzen, sind nichts anderes als Kinder der Sonnenwärme. Nur unter der letzteren vermögen sie in den Boden gelegte Samenfort zu keimen, seine Wurzeln in das Erdreich einzusenken und die Triebe dem Sonnenlichte zuzuwenden. Letzteres befähigt die Pflanze auch, die ausgenommene Nährstoffe, wie Wasser, Luft, Salze und andere Mineralien, in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und ihren Anforderungen entsprechend umzuformen, um sie dann zum Aufbau ihrer Glieder, Wurzeln, Stämme, Äste, Ähren, Blätter, Blüten und Früchte zu verwenden.

Nach unsere mineralischen Brennstoffe, Steint- und Braunkohle, Torf, Erdöl und deren Umwandlungsprodukte, sind Erzeugnisse früherer Vegetationen. Sind sie doch nichts anderes als vor Jahrmillionen unter dem Einfluss der Sonne entstandene Pflanzen- und Tiergebilde, die durch irgend eine Veranlassung im Schooße der Erde begraben und hier im Laufe der Zeit durch die Einwirkung chemischer Vorgänge, jedenfalls unter Mitwirkung von Mikroorganismen, umgewandelt wurden. Alle Energie, die wir heute diesen Stoffen entnehmen, ist demnach nichts anderes, wie im Erdinneren aufgeschichtete Sonnenwärme früherer Tage.

Da alle Thiere entweder unmittelbar von Pflanzen, also von Erzeugnissen der Sonnenwärme, leben, so ist auch die von ihnen geleistete Arbeit nichts anderes wie umgekehrte Sonnenwärme. Dasselbe gilt schließlich auch von den Menschen. Obwohl sich die letzteren gern stolz als Herren der Schöpfung betrachten, sind auch sie in Wirklichkeit nichts anderes wie Gebilde der Sonnenenergie und infolge dessen von dieser abhängig. Entziehen wir dem Menschen das Licht der Sonnen und deren wärmende Strahlung, so ist seine Lebensfähigkeit bald beendet; er verbleibt und stirbt, wie jede im Dunkeln gebaltene Pflanze.

Ebenso wie in der belebten Natur, sind auch alle in der unbelebten auftretenden und von uns benutzten Kräfte eine Folge der Einwirkung der Sonnenstrahlen. So auch der Wind, der die Flügel unserer Vögel treibt. Die von den Sommerstrahlen getroffenen Lufttheilchen werden erwärmt, ausgedehnt und dadurch spezifisch leichter. Sie können nun gegenüber der sie umgebenden kälteren und infolge dessen auch späreren Luft ihren Weg nicht mehr behaupten. Infolge dessen werden sie von dieser verdrängt und müssen in

die Höhe strömend, der nachfolgenden schwereren Luft weichen. Die so entweichende Luftbewegung ist der unsere Winde, welche also gleichfalls ein Gebilde der Sonnenstrahlen bildet. Ähnlich verhält es sich mit den Wasserkräften, die wir zum Antrieb unserer Wasserräder ausnutzen. Die Sonnenstrahlen bewirken eine fortwährende Verdunstung des auf der Erde befindlichen Wassers; namentlich der den mittleren Theil des ganzen Erdballs umspannende Tropengürtel bildet eine Desillationskammer größerer Stills. Die fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen verdampfen, namentlich aus den Meeren der heißen Zone, jährlich eine Wassermenge, welche auf 5 Meter Höhe berechnet wurde. Der hier, aufsteigende Wasserdampf wird von den Luftströmungen vorwiegend unter höheren Breiten liegenden Landstrichen abgeführt, wo er als Regen oder Schnee zur Erde zurückfällt, um dann von neuem dem Meer zuzueilen. Auf dem Wege von den hohen gelegenen Landtheilen zum Meer ist ein allerdings nur winziger Theil der von der Sonne dem Wasser erteilten lebenden Kraft zum Tragen von Schiffen, sowie zum Antrieb von Wasserrädern, Turbinen und dergleichen ausgenutzt. Wie groß die von der Sonne geleistete Verdunstungsarbeit ist, erhellt daraus, daß die jährlichen Niederschläge an Regen, Schnee und Hagel zu 120 Billionen Kubikmeter betragen werden. Nimmt man an, daß dieselben vorher rund 1000 Meter über dem Meerespiegel in die Luft hochgehoben wurden, so entspricht dieses einer Jahresarbeit von 120 Trillionen Meter-Kilogramm oder, umgerechnet, rund 11 Milliarden Pferdekraft. Dabei stellen die, sowie die vorher genannten Energiequellen nur einen winzig kleinen Bruchtheil der gesamten Arbeit dar, die von der Sonne zu leisten ist.

Es liegt in dieser Verlegenheit der Hand ein interessanter Axiomismus, denn zweifellos geht sie auf Infinites zurück, die mit den frühesten Entwicklungsstufen der Menschheit verbunden sind. Das besagene Kind vertritt die Hände und steht sie gar in den Mund, und genau ebenso gebärden sich noch heute die Angehörigen primitiver Völkerrassen, wenn sie in Verlegenheit und Angst gerathen. Vielleicht kann uns ein Beobachter erzählen, welche gemeinsinnlichen Zusammenhänge sich da äußern. Gering die Verlegenheit der Hand ist ein Uebel, von dem sich mancher sonst recht tüchtige Darsteller nicht befreien kann, und es entstehen in solchen Fällen dann jene typischen Verlegenheitsmanöver, die so leicht zur schlechten Manier werden. Da gibt es Schachspieler, die immer wieder ihre Fingerringel prüfend betrachten, andere, die ihre Arme in der konventionellen Willenpose des Napoleon Bonaparte auf dem Rücken kreuzen; andere, die immer etwas zu trommeln hören; andere wieder, deren Hände nervös über den Kopf schweben und sich an den Knöpfen zu schaffem machen oder unbegründete Excursionen zum Gesicht unternehmen. Es fällt, wie gesagt, dem jungen Schachspieler sehr schwer, auf alle die Vortheile zu verzichten, die nur die Unfähigkeit verleiern sollen, und es dauert lange, bis er es lernt, Arm und Hand unangelegentlich herabhängen und in den Westen die größte Sparsamkeit walten zu lassen.

Aber nicht nur auf der Bühne, auch auf dem Podium und überhaupt vor jedem größeren Publikum will die Sicherheit im Gebrauch der Hand erlernt sein. Wie vielen Menschen ist es nicht schon peinlich, einen Saal zu durchschreiten und sich von Hunderten von Augenpaaren gemustert zu fühlen, und durch wiederliche nervöse Gebärden suchen sie ihre Befangenheit zu verbergen! Selbst gekörnte Haupter müssen sich die Sicherheit vor dem Publikum, dem Angehörigen, erst aneignen: Es ist wohl keine große Leuchte, daß der große Korke sich vom Schachspieler Talma regelrecht Unterricht darin erteilen ließ. Ein durch seinen Witz bekannter, insbesondere zu seinen Witzern veranlagter Herrscher eines Staates hat einmal gesagt: Wenn die guten Leute wüßten, wie schwer es ist, vor den Augen Tausender feierlich ein paar Stufen emporzusteigen, würden sie mit der über mich wehen lassen." Vom Ererbten zum Sicheren ist es eben nur ein Schritt, ein winziger, gefährlicher Schritt. Jeder Sänger, Vortragender, Redner könnte erzählen, welche Schwierigkeiten es zu überwinden galt, ehe er die völlige Sicherheit der Körperhaltung und der Hand erwarb.

Die Verlegenheit der Hände.

Von Victor Ottmann.

Der ästhetisch einwandfreie Gebrauch von Arm und Hand war zu allen Zeiten eine unstrittene Frage. Lebhaften Völkern hat sie niemals Schwierigkeiten bereitet. Der Süd-Italiener braucht seine oberen Gliedmaßen zum Sprechen; doch schon bei den alten Griechen galt die „geschwungene Hand“, wie aus vielen Stellen ihrer Autoren hervorgeht, als unfein. Sie hatten es freilich leicht, die Hände beim Schreiben zügellos zu beschäftigen; der wundervolle Hellenismus des Hymnisten verlangte ihr leichtes, raffendes Spiel, und sie haben in diese Bewegung sichtlich ebenso viel an Anmut und Würde gelegt wie heute die Vollkommenheit, wenn sie den Haik, ihren so schlichten und doch so moralischen Lieberwörter, vor dem Gesicht zusammenzieht. Tracht, Gang und Gestik, alles greift ins andere hinüber, alles ist vom andern abhängig. Die allgriechische Kunst stellt die vornehmste Dame gern mit Lotusblüthen in der Hand dar, und es mußte uns gerade an, als ob die heilige Blume auch das einzig passende Attribut zu ihrer feierlichen Haltung wäre.

Die Römerin verdeckte Arm und Hand im reichen Faltenwurf der Stola, die flandrische Ehefrau schürzte mit über dem Schoß zusammengelegten Händen den Vorderarm des Gewandes, und die Fortzögerinnen aus Nürnberg's goldenen Tagen ließen die aufgehobenen Enden der langen, pelzverbrämten Oberärmel wie einen blauen Schleier über sich schweben. Man hat und die Meister der Renaissance das königliche Weib gemalt, wie es in schleppendem Sammt und Brokat stolz über Marmorstufen und Rosenkranzschleier wandelt, jeder Schritt ein Augenweide. Der Gedanke kommt gar nicht auf, daß diese eblen Geschöpfe, wie die Herrschaft über die „flamierenden Organe“, wie Faust sie nennt, besitzen konnten, und daß die schlan-

ken, Massen Finger nicht von Klein auf gewohnt waren, Willkür Platz zu halten, schmerzliche Verren, Edelsteine und Gold. Die Dome von heute bei ihrer durch die Mode vorgeschriebenen Beugtheit ist viel daran, sie hat nichts zu raffen, und empfindet sie Arm und Hand in der That beinahe wie zweifels geborene Körpergebilde, mit denen sich ohne Notbehelfe nichts anfangen läßt.

Gehen und Stehen ist eine schwere Kunst, die unbedingte Sicherheit im Gebrauch von Arm und Hand ist es nicht minder. Selbstverständlich glaubt jeder den Anderen abzuholen und die Väterlandverleugner das Zerlegen seines Glaubens bewirken wird, so noch viel drastischer dem Debitanten auf der Bühne. Wie viele junge Schauspielerinnen sind an der Klippe gescheitert, daß sie nicht richtig gehen und stehen konnten und vor allen Dingen nichts mit Arm und Hand anzufangen wußten! Erst im unbarmherzigen, hellen Nannenlicht, von tausend Augen durchbohrt, fällt der Anfänger mit freigemundem Unbehagen, daß er ein Paar Hände besitzt, die hilflos in Jackungen gerathen und sich irgendwo festzuklamern, irgendwo zu verhehlen suchen.

Die Notz des Krieges macht erfindungsreich. Alle möglichen Dinge, die im Frieden reichlich zur Verfügung standen, sind knapp geworden oder gar nicht mehr zu haben. Das gilt auch von den Stoffen, die zu Bucheinbänden gebraucht werden. Die gewöhnlichen Einbände aus Baumwolle und Leinen (wie Kaliko, der Stoff, aus dem man die meisten Buchrücken arbeitet) wurden zuletzt mit dem Sechsfachen des Friedenspreises bezahlt und verschwand dann ganz vom Markt. Auch Leder und Pergament sind für Bucheinbände nicht mehr frei; die Preise werden für militärische Zwecke oder zu Stiefelwerk verbraucht. Wie ist diesem Mangel an Bucheinbänden zu begegnen? Man hat in diesen Gebieten jetzt Ersatzstoffe vorgefunden, die so gut wie gar nicht geigen, auch neue Materialien für Bucheinbände ausfindig zu machen? Ein gewandter Buchbinder, der in Belgien bei einer militärischen Dienststelle tätig ist, hat einen neuen Einbinderstoff erfunden, der zweifach ist, dauerhaft und dabei sehr billig ist. Es handelt sich um die Haut von Klippfischen. Der glückliche Entdecker dieses Materials, Herr Franz Martini, war, bevor er zum Herberstein eingezogen wurde, Werkmeister einer Berliner Großbuchbinderei. Der Klippfisch wird in diesen Kriegsjahren wohl manchem bekannt geworden sein, der früher nichts näheres von ihm wußte. Auch in Belgien ist dieser Fisch zur Speisung der Soldaten in größeren Mengen verbraucht worden. Klippfisch ist geläufiger und getrockneter Kaffeebohne; vor dem Kochen muß er einen Tag oder zwei gewässert werden. Herr Martini hat nun einfach den gewässerten Klippfischen die Haut abgezogen, hat die Haut noch mehrere Tage in Wasser gelegt, dann tüchtig zwischen den Händen gerieben, wie man Wäsche beim Waschen behandelt und endlich ausgebreitet und getrocknet. Er erhielt auf diese Weise einen Stoff, der dem Sechsfachen oder Saß-Pergament sehr ähnlich ist. Das fertige Material ist ziemlich dünn, glatt und durchsichtig, von gelblicher oder bräunlicher Farbe. Es soll ohne Schwappen sein; diese zu entfernen ist der Hauptzweck des Reizens vor dem Trocknen. Die Oberfläche ist etwas uneben und hat eine hübsche Zeichnung, da die Stellen, wo die Schwämme gefesselt haben, deutlich hervortreten. Wie gewöhnliches Pergament muß die Klippfischhaut beim Bearbeiten angefeuchtet werden; sie ist dann äußerst geschmeidig und behaltbar. Leider ist es wegen der Mühseligkeit des Klippfisches nicht möglich, ganze Bücher zu gewinnen; man erhält von jedem Fisch zwei halbe Hälften mit einer mäßigen Fläche von etwa 15 bis 25 Quadrcentimeter.

Zu demselben vorigen Jahres kam Herr Martini auf Urlaub nach Berlin. Auch mich hat er damals aufgesucht, hat mir Proben seiner Klippfischhaut übergeben und Bücher gezeigt, die mit dieser Haut eingebunden waren. Da die Haut durchscheinend ist, hatte Herr Martini bei den Einbänden Papier von verschiedener Farbe untergelegt. Die Einbände sahen zwar etwas ungewohnt, aber doch recht gefällig aus. Die Schwämmezeichnung auf der Haut, die in unregelmäßigen Linien verläuft, betonte die Fläche in angenehmer Weise.

Ich setzte mich folglich mit Herrn Professor Herzberg, Abtheilungsvorsteher am Materialprüfungsamt in Berlin-Charlottenburg, in Verbindung und bat ihn, den neuen Stoff auf seine Festigkeit und Haltbarkeit zu untersuchen. Das Ergebnis der Prüfung war ein hocherfreuliches. Die Klippfischhaut zeigte etwa dieselbe Reißlänge, wie bestes Saß-Pergament. Was den Widerstand gegen Falzen betrifft, so wurde der Versuch nach 50.000 Doppelfaltungen abgebrochen. Die Dehnbarkeit der Fischhaut war etwa doppelt so groß wie die von Pergament; eine Eigenschaft, die gerade der Buchbinder schätzt, denn sie ermöglicht, es einen Buchrücken mit echten Einbänden zu überziehen.

In frischem Zustande hat die Klippfischhaut einen leichten süßlichen Geruch, der sich beim Trocknen verflüchtigt. In frischem Zustande hat die Klippfischhaut einen leichten süßlichen Geruch, der sich beim Trocknen verflüchtigt.

Hände dieser Menschen in der Verlegenheit seltsame Tänze auf, fahren nervös an die Krawatte, reiben sich, daß die Gelenke knacken, spielen mit allen erreichbaren Gegenständen und trommeln auf den Tisch. In Wriedensland sieht man bei Männern aus dem Volk oft einen eigens für die Beschäftigung der allzu leihhaften Hände erfundenen Apparat in Gebrauch; ein Reithelm mit verschließbaren Augen aus Rosenholz, Glas oder Bernstein, ähnlich wie der Rosenkranz der Klostern. Unaufhörlich spielen die Augen zwischen den Fingern, und der Mann käme sich wohlweislich hilflos vor, wenn ihm einmal die Kette festste.

Bucheinbände aus Klippfischhaut

Von Professor Dr. Hans Paalzow, Berlin.

Die Notz des Krieges macht erfindungsreich. Alle möglichen Dinge, die im Frieden reichlich zur Verfügung standen, sind knapp geworden oder gar nicht mehr zu haben. Das gilt auch von den Stoffen, die zu Bucheinbänden gebraucht werden. Die gewöhnlichen Einbände aus Baumwolle und Leinen (wie Kaliko, der Stoff, aus dem man die meisten Buchrücken arbeitet) wurden zuletzt mit dem Sechsfachen des Friedenspreises bezahlt und verschwand dann ganz vom Markt. Auch Leder und Pergament sind für Bucheinbände nicht mehr frei; die Preise werden für militärische Zwecke oder zu Stiefelwerk verbraucht.

Wie ist diesem Mangel an Bucheinbänden zu begegnen? Man hat in diesen Gebieten jetzt Ersatzstoffe vorgefunden, die so gut wie gar nicht geigen, auch neue Materialien für Bucheinbände ausfindig zu machen? Ein gewandter Buchbinder, der in Belgien bei einer militärischen Dienststelle tätig ist, hat einen neuen Einbinderstoff erfunden, der zweifach ist, dauerhaft und dabei sehr billig ist. Es handelt sich um die Haut von Klippfischen. Der glückliche Entdecker dieses Materials, Herr Franz Martini, war, bevor er zum Herberstein eingezogen wurde, Werkmeister einer Berliner Großbuchbinderei. Der Klippfisch wird in diesen Kriegsjahren wohl manchem bekannt geworden sein, der früher nichts näheres von ihm wußte. Auch in Belgien ist dieser Fisch zur Speisung der Soldaten in größeren Mengen verbraucht worden.

Klippfisch ist geläufiger und getrockneter Kaffeebohne; vor dem Kochen muß er einen Tag oder zwei gewässert werden. Herr Martini hat nun einfach den gewässerten Klippfischen die Haut abgezogen, hat die Haut noch mehrere Tage in Wasser gelegt, dann tüchtig zwischen den Händen gerieben, wie man Wäsche beim Waschen behandelt und endlich ausgebreitet und getrocknet. Er erhielt auf diese Weise einen Stoff, der dem Sechsfachen oder Saß-Pergament sehr ähnlich ist. Das fertige Material ist ziemlich dünn, glatt und durchsichtig, von gelblicher oder bräunlicher Farbe. Es soll ohne Schwappen sein; diese zu entfernen ist der Hauptzweck des Reizens vor dem Trocknen. Die Oberfläche ist etwas uneben und hat eine hübsche Zeichnung, da die Stellen, wo die Schwämme gefesselt haben, deutlich hervortreten. Wie gewöhnliches Pergament muß die Klippfischhaut beim Bearbeiten angefeuchtet werden; sie ist dann äußerst geschmeidig und behaltbar. Leider ist es wegen der Mühseligkeit des Klippfisches nicht möglich, ganze Bücher zu gewinnen; man erhält von jedem Fisch zwei halbe Hälften mit einer mäßigen Fläche von etwa 15 bis 25 Quadrcentimeter.

Zu demselben vorigen Jahres kam Herr Martini auf Urlaub nach Berlin. Auch mich hat er damals aufgesucht, hat mir Proben seiner Klippfischhaut übergeben und Bücher gezeigt, die mit dieser Haut eingebunden waren. Da die Haut durchscheinend ist, hatte Herr Martini bei den Einbänden Papier von verschiedener Farbe untergelegt. Die Einbände sahen zwar etwas ungewohnt, aber doch recht gefällig aus. Die Schwämmezeichnung auf der Haut, die in unregelmäßigen Linien verläuft, betonte die Fläche in angenehmer Weise.

Ich setzte mich folglich mit Herrn Professor Herzberg, Abtheilungsvorsteher am Materialprüfungsamt in Berlin-Charlottenburg, in Verbindung und bat ihn, den neuen Stoff auf seine Festigkeit und Haltbarkeit zu untersuchen. Das Ergebnis der Prüfung war ein hocherfreuliches. Die Klippfischhaut zeigte etwa dieselbe Reißlänge, wie bestes Saß-Pergament. Was den Widerstand gegen Falzen betrifft, so wurde der Versuch nach 50.000 Doppelfaltungen abgebrochen. Die Dehnbarkeit der Fischhaut war etwa doppelt so groß wie die von Pergament; eine Eigenschaft, die gerade der Buchbinder schätzt, denn sie ermöglicht, es einen Buchrücken mit echten Einbänden zu überziehen.

In frischem Zustande hat die Klippfischhaut einen leichten süßlichen Geruch, der sich beim Trocknen verflüchtigt. In frischem Zustande hat die Klippfischhaut einen leichten süßlichen Geruch, der sich beim Trocknen verflüchtigt.

Gebrauch, der sich aber bald ganz verliert. Schwere wiegt das Bedenken, ob es möglich sein wird, von der Fischhaut genügend Mengen zu erhalten, um eine regelmäßige Waare daraus zu machen. Solange der Klippfisch bei Massenbefisungen Verwendung findet, wird dies wohl nicht allzu schwierig sein; und später müssen die Konsumenten des Klippfisches nach vorheriger Belehrung die Güte an Verkäufer verkaufen, wie es jetzt mit den Hasenfellen geschieht.

Der Stamm der „Erdmenschen“

Aus Shanghai wird geschrieben: Der südliche Theil der Provinz Kwangsi und die daran anliegenden indochinesischen Provinzen Longkon und Kaitong werden von einem eigenartigen Völkergemisch bewohnt, unter dem Namen der Tsin oder Tai (Erdmenschen) etwa fünfundsiebzig vom Hundert ausmacht.

Obwohl sich in den Lebensgewohnheiten dieses Stammes der unverkennbar chinesische Einfluss zeigt, so haben sich Wesenszüge einer andersartigen Kultur noch erhalten, die zur Annahme berechtigen, daß der Stamm der Taitale in Siam zu suchen ist. Die Hauptbeschäftigung des Stammes und seiner Vorfahren, der Tsin und der Man, ist Ackerbau; außer Reis, den sie überall anbauen, mo es die Wasserverhältnisse zulassen, beschäftigen sie sich mit dem Anbau von Erdnüssen, Jadererbsen, Weizen, Anis und Petersilien. Die Sprache ist stark mit flammenden Ausdrücken vermischt, ebenso erinnern auch die Art des Häuserbaues, ihre Tracht und Gebrauche an die Bewohner des Landes der weißen Eschenten. Die Wohnungen der Taitale sehen nach der Art der Pfahlbauten einige Meter über der Erde. Das Innere besteht aus zwei Räumen. Wenn man auf einer Leiter zu dem Eingang gelangt ist, dann betritt man zuerst einen Raum, in dem die Frauen der verheirateten Familienangehörigen aufbewahrt werden; das zweite Zimmer ist der Schlafraum und die Küche, mit dem in China üblichen Bild des Herd Gottes. Unter den Wohnräumen liegen die Stallungen für Wasserbüffel, Schweine und Hühner. Die notwendigen mit Gras und Stroh bedeckten Hütten machen einen unansehnlichen Eindruck, der aber durch die romantische Lage inmitten einer tropischen Vegetation bedeutend abgeschwächt wird.

Ein merkwürdiges Schicksal hat der jetzt von Mägden und Frauen bereicherte und gefürchtete Vilantun, der vor seiner Erhebung zur Gottheit ein einfacher Oberst war. Bis im ersten Jahrhundert n. Chr. chinesische Truppen die von aufständischen Taitalern besetzte Stadt Langschou belagerten, ließen sich einige Mägden der Tai mit dem Obersten ein. Die Soldaten gingen während der langwierigen Belagerungszeit ebenfalls auf galante Abenteuer aus und verführten ihrem Führer die Mägden, deren Günstig er sich erfreute, absprengt zu machen. Die Folge war, daß der Oberst seinen Viebschaffter silberne Halsketten schenkte, die sie stets tragen mußten, damit, wenn ein Soldat mit einem dieser Mägden geühen wurde, er sofort bestraft und enthaupet werden konnte; vor den Heuschützen der Sämen ließ der Oberst seinen Namen anfertigen, und verbot den Soldaten bei Todesstrafe das Betreten dieser Häuser.

Als einst der Oberst von einer nächtlichen Schieferlunde zurückkehrte, wurde er ermordet. Seit dieser Zeit wandert der Geist des Ermordeten durch Stadt und Dorf, und jedes Mägden, das ihm in nächster Stunde begegnet, ist ihm verfallen. Um den Geist Vilantun günstig zu stimmen, tragen die Mägden silberne Ketten um den Hals und öffnen ihm Weinbräuschen. Wenn dem Schwelmeiter ein Thier entlaufen ist, dann wendet er sich an Vilantun, dem die Gabe zugesprochen wird, daß er das Schwein wieder auf die richtige Spur bringen kann.

In dem Festkalender des Taitalens sind einige Feste chinesischen Ursprungs aufgenommen worden. Unter den eigenen Festen der Taitale nimmt das sogenannte „Aohue“ die erste Stelle ein; es wird jedes Jahr im Frühjahr gefeiert und hat den Zweck, von den Vorfahren ein günstiges Erntejahr zu erbitten. Es finden sich oft zu mehreren Tausend zählende Teilnehmer ein, die in großer Anzahl gefesselt den Tag zubringen; da an diesem Tag die Trennung der Geschlechter aufgehoben ist, nimmt das Fest in den Abendstunden meist ein wildes Ende. Die Stammesangehörigen der Tai heirathen gewöhnlich zwischen dem sechzehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr. Wie in China, wird auch hier die Verlobung durch einen Vermittler abgeschlossen. Mit einem aus Betelnüssen, einigen Pfund Schwämmeleisch und einem Raubvogel bestehenden Geschenk begibt sich der Mittelsmann zu dem Eltern der zukünftigen Braut und trägt ihnen die Werbung vor. Wenn sie zustimmen, überbringt der Vermittler ein reichhaltigeres Geschenk, das aus zwei Pfund Betelnüssen, zwei Raubvögeln und einigen Reisbuden besteht. Die Familie des Brautpaares laden sich

dann gegenseitig zu einem Festmahl ein, bei dem die Verlobung öffentlich bekannt gegeben wird. Die Hochzeit findet erst einige Jahre später statt. Am Hochzeitstag holt der Brautpater seine Braut aus dem Elternhaus ab, wobei er von acht Pächtern und acht Knaben im Alter von zwölf bis achtzehn Jahren, einem verheirateten Ehepaar und den Mitgebern seiner Familie begleitet wird. Wenn die Braut ihr Elternhaus verläßt, werden ihr zwei glimmende Weizensträhnen durchs Saar gestreut, um anzudeuten, daß die Braut nicht unglücklich von ihrem Eltern Hause genommen hat.

Wetschidlokröten.

Der gewohnt ist, unter Schildkröten ausschließlich Vertreter einer mit dem Hornparger verwandten Art zu verstehen, dem mag es wohl eintausend sein zu vernehmen, daß dieser Ordnung der Kröten die Gattung der Wetschidlokröten nicht autotom die vielmehr das gerade Gegenstück von ihren Verwandten bilden, indem sie einen lebhaften, weichen Rücken und Brustschild aufweisen. Sie gehen in der jeder Hinsicht merkwürdigen Familie der dreifährigen Wetschidlokröten an, die sich in sechs Gattungen mit zusammen vierundzwanzig Arten gliedern und über die heilige Jon Apens, Africas und Americas berichtet ist. Ohne Ausnahme bewohnen Kröten, Seen und langsam fließenden Gewässer mit sandigem und schlammigem Grund.

Zur weichtätigen Rückenbildung ist ihr nur in seiner erhabenen Mitte die Stütze eines Knorpelschildes, die Wetschidlokröte besteht aus etwas festem Gehäuse. Bei einzelnen Arten sind außerdem am Rande des Rückenschildes hermetisch abschließende Klappen angebracht, die zum Schutze der Kiemen und der Schwimmblase dienen. Der gewöhnlichste Kopf hat eine in Länge gezogene Schwanzrinne, die Papillen der ebenso hochhaft wie in leicht beweglichen Augen sind vor dem Geruchsorgan verhalten. Die äußere Seite des Kopfes, ganz unter dem Schild ein gezogen werden kann. Die Extremitäten sind je mit drei pfriemähnlichen Krallen besetzt. Die einzelnen Glieder verbindet eine weißliche Schwimmhaut, die den Füßen so das Aussehen von Flossen verleiht und ausgepannt, die Schwimmhäute des Fußes auf das Dreifache zu vergrößern imstande ist.

Die Färbung ist eben gewöhnlich hellbraun bis dunkelgrau, unten weiß. Bei jungen Individuen ist die braune oder graue Grund noch m dünnem, augenförmigen Punkte (Ocellen) besetzt. Alle diese Eigenthümlichkeiten sind nichts anderes als die Resultate d Anpassung an das nasse Element, denn diese Thiere ausschließlich in Leben zubringen. Der durch Muskelkraft bewegliche, breite Rücken und die Flossen befähigen sie in ungetriebenen Schwimmlinien; die scharfen Klauen erleichtern es ihnen, in den Sandboden einzuwühlen und der lange Hals sowie die Krallen lassen ihnen bei der Jagd no Beute treffliche Dienste. Die Wetschidlokröten verbergen sich mit Ocellen in dem Grunde der Gewässer hierbei gebrauchten sie ihre Schwimmhäute als Schaufeln, um sich mit Erde ab Sand zu bedecken. Ihre Vorhande sein ist dann höchstens durch den e leuchtend hervorragenden, lauernd Kopf oder Rücken wahrzunehmen, o gleich auch sie durch ihre mitleidige Schwanzföhrung nur einem ganz gelien Auge sichtbar sind. Diese Manipulation bietet ihnen nicht allein Schutz vor Feinden, sondern erleichtert ihr auch den Fang der Beute. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Festzungenen Enten u. a. In Raubgleichheit liehen die Kröten, mit den sie übrigens noch in manchen anderen Beziehungen haben.

Von ihren Feinden ist der Mensch der gefährlichste; er verfolgt sie wegen des großen Schwanzes, den in vielen Gegenden der Jagd und Fischerei zufügen, wie auch wegen seiner süßlich schmackhaften Fleischstücke.

Barum man heirathet. Der eine freit ums liebe Geld. Der Zweite, weil ihm wohlgefällt Ein schlanker Wuchs, in folgerbar Der Dritte lauscht gern Liebese Sang.

Der Vierte liebt ein hübsch Gesicht, Dem schmeckt das Wirtshausfleisch nicht. Ein Sechster will ein trautes Heim Ein Siebenter ging um den Heim. Ein Achter braucht ein Pflegerin, Den Neunten reizt ein heil'rer Str Ein Zehnter will durch seine Frau Karriere machen, ei wie Frau!

Ein Elfter liebt das blonde Haar, Ein zwölfter blaues Augenpaar; Doch diese sind, beim Star, so dum Sie freit'nd und wissen nicht warum.

Die sind also der Wirtshauskeller neuen Dramas, das gestern dort fiel? — Ja — aber der andere angefangen!